



ANDREAS KNAPP

Wer alles
gibt, hat die
Hände frei

Mit Charles de Foucauld
einfach leben lernen

Wir befinden uns im Jahr 27 nach Christus.

Ganz Galiläa ist von den Römern besetzt.

Ganz Galiläa? Nein! In einem kleinen Dorf, weitab in der Provinz, nimmt eine neue Form von Freiheit ihren Anfang. Denn dort in Nazaret zeigt sich Gott im Leben eines einfachen Handwerkers. Und daher kann Gott überall, selbst in den kleinen und alltäglichsten Dingen gefunden werden. Lassen Sie sich mitnehmen auf eine spirituelle Entdeckungsreise!

»In dieser Zeit, wo Gewalttätigkeit in Lüge gekleidet so unheimlich wie noch nie auf dem Throne der Welt sitzt, bleibe ich dennoch überzeugt, dass Wahrheit, Liebe, Friedfertigkeit, Sanftmut und Güte die Gewalten sind, die über allen anderen Gewalten stehen. Ihnen wird die Welt gehören, wenn nur genug Menschen die Gedanken der Liebe, der Wahrheit und der Friedfertigkeit rein und stark und stetig genug denken und leben.«

Albert Schweitzer

INHALT

Hier schon das Schlusswort?	9
1. Eine Zeitreise	13
2. Protokolle aus dem Prätorium	21
3. »De la vaca – a la boca!«	29
4. Ein Marokko-Forscher entdeckt Nazaret	37
5. »Nur das Gewohnte ist um uns«	46
6. Wer integriert hier wen?	53
7. Schwarzarbeit – ganz in Weiß	59
8. Kopfstand der Pyramiden	66
9. Auf dem Weg zur Großfamilie	74
10. Grenzwerte beachten!	88

11. Das wahre Glück gibt es nur gratis	97
12. Wir sind die echten Kommunisten!	106
13. Wüste: Was die Leere lehrt	116
14. Psst! Ruhebereich!	125
15. Beim Anblick einer Fledermaus	132
16. Die Absteige Gottes	142
17. »Wozu seid ihr eigentlich nützlich?«	150
18. Nazaret als Antiresignativum	158
Vita	171
Zum Weiterlesen	172
Quellen	173

HIER SCHON DAS SCHLUSSWORT?

Dopp! ... Dopp! ... Dopp! Dieser verdammte Wasserhahn! Dopp! ... Dopp! ... Dopp! Obwohl ich nun schon länger an ihm herumschraube, tropft er noch immer. Derart in die Arbeit versunken, habe ich gar nicht bemerkt, dass das Wasser in der Kajüte weiter angestiegen ist. Dabei ist es bitterkalt! Vorhin stand das Wasser nur so hoch, dass es mir in die Schuhe lief. Nun stehe ich schon knietief in der eisigen Flut. Und war da nicht draußen auf dem Gang etwas gewesen? Doch! Jetzt erinnere ich mich an ferne Stimmen: »Die Titanic sinkt!« – Egal! Ich muss noch den Wasserhahn hier in der Kajüte reparieren. An dem, was draußen passiert, kann ich sowieso nichts ändern. Der Kapitän auf der Brücke, der hat die Verantwortung. Und ich bin nur ein kleiner Klempner auf einem gigantischen Ozeanriesen ...

Welch absurde Situation: auf einem untergehenden Luxusliner einen tropfenden Wasserhahn reparieren zu wollen! Und doch begleitet mich dieses Bild schon lange. In ihm spiegelt sich mein Erleben von Ohnmacht und Sinnlosigkeit wider: Was kann *ich* denn schon tun angesichts der Bedrohung unserer Welt? Seit über 25 Jahren

besitze ich kein Auto mehr. Für Kurzstrecken nutze ich das Fahrrad, sonst nehme ich Bahn oder Bus. Aber ich werde das Gefühl nicht los, dass ich mich im Blick auf die Klimaveränderung vergeblich abstrample. Ich spende für Greenpeace. Doch dann lese ich, mit welcher gigantischen Summen die Ölkonzerne in Brüssel das politische Räderwerk schmieren. Und was ist aus dem großen Traum der *einen* Menschheitsfamilie geworden; aus gerechtem Handel und internationaler Solidarität? Ich demonstriere in Leipzig gegen Rassismus. Doch bei Wahlen (nicht nur bei uns in Ostdeutschland) demonstriert zunehmend die AfD ihre Stärke. Bin ich nur ein armer Tropf auf einem heißen Stein?

Denn was kann *ich* schon ausrichten gegen die große Politik? Was tun, wenn selbst Präsidenten auf allen Regeln von Anstand und Fairness herumtrampeln? Machen die da oben nicht einfach, was sie wollen? Oder sind sie am Ende vielleicht auch nur Gefangene von wirtschaftlichen Zwängen, bloße Marionetten an den Fäden der Megakonzerne und Multimilliardäre?

Manchmal spüre ich die Versuchung, mich ganz ins Private zurückzuziehen. In meinen eigenen vier Wänden könnte ich es mir ja gemütlich machen. Und so viele Sonderangebote für Ablenkung versprechen Spaß und Genuss! Allerdings lassen sich auch hier die Lecks nicht leugnen: Immer mehr zu besitzen und anzuhäufen wird als »Glück« angepriesen. Doch man läuft wie ein Esel einer Karotte hinterher, ohne sie je zu erreichen. Viele hungern nach einer neuen Freiheit und

wollen aus dem Hamsterrad des »immer höher« und »immer schneller« aussteigen. Erfolg, Leistung, Karriere, Besitz fühlen sich für viele irgendwann hohl und schal an. Denn selbst wenn wir alles haben, werden wir den leisen Verdacht nicht los, dass uns das Wichtigste noch fehlt ...

Nicht erst durch Covid-19 haben viele Menschen den Geschmack am Leben verloren, denn in der modernen Massengesellschaft breitet sich das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit immer virulenter aus. Die Grenzen des Wachstums und der Machbarkeit werden spürbarer, aber auch die eigene Zerbrechlichkeit. Welche Möglichkeiten bleiben mir noch, wenn ich mir wie auf einem untergehenden Dampfer vorkomme: zynisch reagieren? Ohnmächtig resignieren? Verzweifelt rebellieren? – Dies würde das Aus für mein Engagement bedeuten! Und diese Zeilen wären dann auch schon das Schlusswort!

Oder öffnet sich vielleicht doch noch eine Perspektive? Ein Kirchenlied provoziert: »Hoffen wider alle Hoffnung; glauben, dass es dennoch weitergeht; lieben, wo es beinahe nicht mehr möglich, damit die Welt auch morgen noch besteht.«¹

Als Christ versuche ich, auf einem derart riskierten inneren Weg zu bleiben: mir meinen eigenen Unkenrufen zum Trotz die Hoffnung nicht rauben zu lassen. Im Glauben den Halt zu finden, mich einer oft traurigen und tragischen Realität zu stellen, vor der ich am liebsten

die Augen verschließen möchte. Und schließlich auf die Kraft der Liebe zu vertrauen, die sogar Menschen und Situationen verwandeln kann, die ich fast schon aufgegeben hatte.

Was bestärkt mich auf diesem Weg, sodass meine Hoffnung nicht versiegt? Die Spuren zu meinen spirituellen Quellen führen nach Nazaret. Und so möchte ich Sie, liebe Leserin, lieber Leser, zu einer kleinen Reise in die Zeit Jesu einladen – an den Ort, in dem er aufwuchs und der ihn prägte. In einem nächsten Schritt will ich dann davon erzählen, was mir in meinem konkreten Alltag hilft, um Hoffnung zu schöpfen.

Jesus hat in Nazaret ein ganz normales Leben geführt, mit seinen Herausforderungen und Aufgaben. Er tat dies im Licht der Hoffnung, dass hier und jetzt Gottes neue Welt beginnt, obwohl die politischen und sozialen Umstände alles andere als rosig waren.

1. EINE ZEITREISE

Wir befinden uns im Jahr 27 nach Christus. Ganz Galiläa ist von den Römern besetzt. Ganz Galiläa? Nein! In einem kleinen Dorf, weitab in der Provinz, nimmt eine neue Form von Freiheit ihren Anfang. Und zwar ohne Zaubertrank und Waffengewalt. Ganz im Gegenteil: Unscheinbar und leise beginnt ein neues Zeitalter der Hoffnung.

Auf der großen Weltbühne hingegen inszeniert sich das Römische Reich in pompösen Triumphzügen und herrscht mit eiserner Faust über Nordafrika, den Nahen Osten und einen großen Teil Europas. In Rom dienen goldglänzende Tempel und Paläste als Regierungssitz von Menschen und Göttern. Die wohlhabende Oberschicht schwelgt in einem unglaublichen Luxus, während viele Bevölkerungsgruppen brutal ausgepresst werden. Legionen von Söldnern und Steuereintreibern halten die Unterworfenen in Schach und Schuldknechtschaft. Wer aufbegehrt, wird gnadenlos ausgelöscht. Der Ruhm des gewaltigen Roms ist auf einem Höhepunkt angekommen.

Weitab vom Zentrum der Macht jedoch beginnt ein anderes Reich. In einem armseligen Dorf namens

Nazaret wächst ein Mann auf, der sich nicht in die herrschenden gesellschaftlichen und religiösen Zwänge einfügt. Während sich viele Zeitgenossen in eine Weltuntergangsstimmung flüchten, widersteht Jesus der Versuchung zu resignieren. Er tritt auch nicht als politischer Rebell gegen das herrschende System auf, sondern geht ganz selbstverständlich seinen eigenen Weg. Er setzt auf Nächstenliebe und Barmherzigkeit, auf Gerechtigkeit und Hoffnung. Und er ist davon überzeugt, dass überall dort eine neue Welt anfängt, wo Menschen auf diese Alternative bauen. Dort beginnt das Reich Gottes.

BRIEFWECHSEL AUS NAZARET

Nazaret, im Jahr 27 nach meiner Geburt

Liebe Tante Elisabet,

schon länger habe ich nichts mehr von mir hören lassen. Die tägliche Arbeit nimmt mich sehr in Anspruch. Seit Monaten verdinge ich mich mit meinem Vater auf den Baustellen von Sephoris, das nur wenige Meilen von Nazaret entfernt liegt. Ich habe zwar auch gelernt, Steine zu behauen und Mauern hochzuziehen, aber hier arbeiten wir vor allem als Zimmerleute.

Stell dir vor: Die von den Römern niedergebrannte Stadt wird wieder aufgebaut, herrlicher noch als vorher. Ich kann mich nicht an den Krieg erinnern, weil ich noch

zu klein war, als der berühmte Varus mit seinen Truppen Sephoris in Schutt und Asche legte. Abba erzählt oft davon, wie er damals auf den Hügel gelaufen ist, an dessen Fuß unsere Hütten erbaut sind. Dort habe er in der Ferne ein riesiges Flammenmeer gesehen, aus dem Rauchwolken aufstiegen und den Himmel schwarz färbten.

Nazaret hatte damals Glück, weil es so arm und unbedeutend ist. Denn die römischen Legionäre machten nicht nur Sephoris platt, sondern auch alle größeren Dörfer in der Umgebung. Meine Mutter hat dir sicher davon erzählt: Marodierende Söldner zogen durchs Land. Sie plünderten die Häuser, vergewaltigten die Frauen und verschleppten viele junge Frauen und Männer in die Sklaverei. Unser Dorf hingegen haben sie verschont. Man sieht ja schon von Weitem, dass bei uns nichts zu holen ist. So sind sie lieber Richtung Magdala weitergezogen, weil die Dörfer am See Genezareth eine fette Beute versprochen.

Jetzt haben die Römer unser Land fest im Griff und lassen uns durch Herodes Antipas aussaugen. Herodes will natürlich protzen und lässt neben der Stadt Tiberias auch Sephoris mit großen Palästen und breiten Straßen ausstatten. Ich kannte bis vor Kurzem nur die Arbeit an strohgedeckten Lehmhütten, wie sie in Nazaret üblich sind. In Sephoris decken wir Dächer mit richtigen Ziegeln. Und auch sonst wird an nichts gespart. Die Wände in den Häusern werden bunt bemalt und die Fußböden mit Mosaiken ausgeschmückt. Du kannst dir nicht vorstellen, wie der Marmor der Säulen in der Sonne glänzt. Nur unsere verschwitzten Körper glänzen noch mehr ...

Was für ein Gegensatz zwischen Sephoris, das auf einem Hügel thront und alles beherrscht – und unserem mickrigen Nazaret. Es ist wirklich ein Kaff: keine befestigte Straße, kein schönes Haus und nur eine armselige Synagoge. In den Heiligen Schriften, die dort am Sabbat vorgelesen werden, tauchen viele Namen von Städten und Dörfern auf. Nazaret wird nicht ein einziges Mal erwähnt. Und so spottet man über unser Dorf: »Was kann denn aus Nazaret schon Gutes kommen ...«

Ich ärgere mich ja selbst manchmal über die Enge unserer Sippe. Alle meinen, ganz genau zu wissen, wie ich zu leben und was ich zu tun habe. Dabei interessiere ich mich für so vieles und würde gerne durch die Welt wandern. Aber das würden meine Verwandten nie verstehen!

So arbeite ich weiter mit meinem Vater in Sephoris. Als Tagelöhner, wie die meisten hier. Den Herren in den Villen gehören die großen Getreidefelder in der Ebene, die Ölbäume und die Weinberge. Sie lassen andere für sich schufeten und beuten sie aus, um ihren Reichtum noch zu vermehren. Du weißt, dass uns wie allen Bewohnern von Nazaret nur noch winzige Ackerflächen geblieben sind, wo wir anbauen, was wir zum Überleben brauchen. Weil die Ernte oft nicht reicht, müssen sich viele verschulden und verlieren dann auch noch das letzte Stück Boden unter den Füßen.

Der Lohn auf der Baustelle ist karg, und die hohen Steuern zwacken noch einmal ziemlich viel davon ab. Die Zolleinnehmer sind deshalb verhasst. Manchmal tun sie mir leid. Sie müssen ja auch überleben. Wenigstens brauchen wir hier in Galiläa keine Tempelsteuern zu bezahlen.

Wir sind halt weit weg von Jerusalem. Und weil das Geld knapp ist, kann ich auch dieses Jahr nicht an der großen Wallfahrt nach Jerusalem teilnehmen. Schade, denn ich hätte euch gerne wiedergesehen.

Erinnerst du dich noch an den Schrecken, den ich vor vielen Jahren meinen Eltern eingejagt habe? Ich war gerade zwölf Jahre alt und bin ausgebüxt: Denn ich war von Jerusalem und dem gewaltigen Tempelbau so fasziniert, dass ich nicht wieder zurückwollte. Ich blieb einfach in der Stadt und diskutierte mit den Gesetzeslehrern im Tempel. Damals glaubte ich noch, dass Gott im Tempel wohnt und ich dort bei ihm bleiben müsse. Inzwischen spüre ich, dass Gott in meinem Herzen wohnt. Und wenn ich still werde und bete, kann ich ganz eins mit ihm sein. Den Weg nach innen kann ich überall gehen, selbst in Nazaret. Verstehst du, was ich meine? Jedenfalls ist für mich die Wallfahrt nach Jerusalem nicht mehr so wichtig. Allerdings würde ich dich gerne mal wiedersehen. Und ich hoffe, dass ich nächstes Jahr nach Jerusalem reisen kann.

Grüße Onkel Zacharias herzlich von mir, wenn er vom Tempeldienst zurückkommt. (Von meinen Gedanken, dass man den Tempel nicht mehr unbedingt braucht, erzähle ihm lieber nichts!) Und grüße natürlich Johannes, der mir in seiner Suche nach Gott ein Vorbild ist.

Dein Jeshua aus Nazaret

Lieber Jeshua,

danke für deinen Brief aus Nazaret. Ich freue mich, dass ihr Arbeit gefunden habt. Auch hier in Judäa spürt man die harte Unterdrückung durch die Römer und Herodes Antipas. Der Bau der gewaltigen Festungen und luxuriösen Paläste für die Großen verschlingt das Geld der kleinen Leute, die ausgepresst werden wie eine Zitrone.

Aus Empörung über dieses Unrecht hat unser Sohn Johannes seine Heimat verlassen und ist an den Jordan gezogen, wo dieser mitten durch das Ödland fließt. Ich mache mir große Sorgen um ihn. Er deutet die brutale Unterdrückung und Ausbeutung durch die Römer als ein Zeichen, dass das Ende der Welt vor der Tür steht. Und darum predigt er in der Wüste mit ziemlich harten Worten, dass die Menschen sich für das Gericht Gottes bereit machen sollen. Wie ich höre, ziehen viele Leute zu ihm hinaus. Er lässt sie in das Wasser des Jordans eintauchen als Zeichen, dass ihr altes Leben zu Ende geht. Sie sollen dann rein gewaschen und wie neugeborenen wieder auftauchen und ein anderes Leben beginnen. Ich bewundere seinen Mut, mit dem er das Unrecht der Mächtigen anprangert. Aber mich quält auch die Angst, dass Herodes oder die Römer den unbequemen Mahner zum Verstummen bringen könnten.

Lieber Jeshua, bete für uns und für Johannes und grüße die ganze Verwandtschaft, besonders deine Mutter Myriam.

Deine Elisabet

Liebe Elisabet,

du hast vor einiger Zeit an Jeshua geschrieben, und seither ist viel passiert. Deine Nachricht über Johannes hat Jeshua derart aufgewühlt, dass er zu ihm an den Jordan gezogen ist. Dort blieb er freilich nur kurze Zeit. Jetzt zieht er durch unsere Dörfer und predigt ebenfalls. Allerdings verkündet er eine andere Botschaft als Johannes.

Jeshua droht nicht mit dem Gericht Gottes, sondern erzählt Geschichten von Gottes Barmherzigkeit. Für ihn ist Gott wie ein Vater: ein guter Abba, der seinen davongelaufenen Sohn mit offenen Armen erwartet. Wie kommt er nur darauf, so von Gott zu reden, als würde der bei uns in Nazaret wohnen? Die Geschichten Jeshuas kommen mir alle sehr bekannt vor. Er redet von Gott wie von einem Weinbergbesitzer oder einem Hirten. Oder wie von einer Frau, die eine Münze verloren hat und dann das ganze Haus auf den Kopf stellt (so wie mir das einmal passiert ist). Und dann predigt Jeshua davon, dass eine neue Welt beginnt, aber nicht mit einem Gericht, sondern durch Güte und Barmherzigkeit. Er behauptet sogar, dass Gott schon mitten unter den Menschen wohnt und alle zu einem großen Gastmahl einlädt. Vor allem diejenigen, die ausgegrenzt und verachtet sind. Und wie zum Beweis setzt sich Jeshua mit den unmöglichsten Leuten an den Tisch. Dabei ist er in den letzten 30 Jahren hier im Dorf nie unangenehm aufgefallen. Ich geniere mich ein wenig, es dir zu schreiben: Er feiert sogar Feste mit den verhassten Zöllnern und mit Prostituierten. Unsere Familie hat er verlassen und mich einmal sogar vor der Tür abblitzen lassen, als ich ihn besuchen

wollte. Alle Menschen, so versichert er, seien für ihn wie eine Mutter oder wie Geschwister.

Das hat mich damals sehr getroffen. Inzwischen frage ich mich jedoch, ob Jeshua vielleicht sogar recht hat. Warum sollte Gott nicht in unseren Dörfern, ja sogar in Nazaret wohnen? Neulich erzählte Jeshua den Leuten vom Sauerteig, den ich daheim immer wieder angesetzt habe. Man sieht nichts. Und doch wirkt der Sauerteig im Verborgenen. Sollte es wirklich stimmen, dass Gottes neue Welt schon begonnen hat und wie ein Sauerteig alles durchdringt und verändert? Schön wäre es! Vor allem, wenn wahr würde, dass Gott die Mächtigen vom Thron stößt und diejenigen in die Mitte stellt, die erniedrigt und kleingehalten werden.

Ich mache mir freilich auch große Sorgen um Jeshua. Denn er kritisiert öffentlich den Luxus der Reichen. Er hat in Sephoris gesehen, wie krass die Gegensätze zwischen der herrschenden Oberschicht und den vielen ausgebeuteten Tagelöhnern und Landlosen geworden sind. Jetzt verurteilt er das Geld als Götzen und zieht umher wie ein Vagabund, ohne Sandalen und Geld oder ein zweites Hemd. Und dann lädt er auch noch andere Männer und Frauen ein, seinem Beispiel zu folgen und alles zurückzulassen. Unsere Verwandten halten Jeshua daher für übergeschnappt. Ich habe Angst, dass ihm das gleiche Schicksal droht wie Johannes. Hast du Nachricht, wie es ihm im Gefängnis geht? Dürft ihr ihn besuchen? Bitte grüße ihn und Zacharias von mir und auch von Josef.

Deine Myriam

2. PROTOKOLLE AUS DEM PRÄTORIUM

Das Ansehen von Pontius Pilatus war angekratzt. Sogar dem Kaiser in Rom waren bereits heftige Klagen über die Amtsführung seines Statthalters in Palästina zu Ohren gekommen. Pilatus wusste, dass sein Regierungs- und Richterstuhl wackelte. Daher durfte er sich keine Blöße geben, als im 16. Regierungsjahr des Kaisers Tiberius in Jerusalem am 14. Nisan eine öffentliche Gerichtsverhandlung vor großer Volksmenge anstand. Vielmehr musste alles gut präpariert und gekonnt inszeniert sein – auch auf die Gefahr hin, dass es ein bloßer Schauprozess werden würde.

Am Vorabend des öffentlichen Verhörs und Gerichtsurteils wollte Pilatus noch Informationen über den Angeklagten einholen. Streng vertraulich und geheim ließ er also zwei Männer in seinen Palast, ins Prätorium, laden, die ihm als Informanten über diesen Mann, einen Galiläer aus Nazaret, dienen konnten: Judas und Kajaphas.

PROTOKOLL I

Anwesend: Pontius Pilatus, römischer Statthalter in Palästina von des Kaisers Gnaden; Judas, Informeller Mitarbeiter; Tintus Plumarius, Magister Litterae

Pilatus: Wann hast du Jesus zum letzten Mal gesehen?

Judas: Ich komme direkt von ihm. Er sitzt mit einigen Freunden in einem Haus der alten Davidsstadt und feiert das Pessach-Mahl. Ich brauchte einen Vorwand, um die Runde vorzeitig verlassen und Eurer Einbestellung Folge leisten zu können.

Pilatus: Wie hast du ihn erlebt? Droht Fluchtgefahr? Soll ich ihn vorsichtshalber sofort verhaften lassen, damit er uns nicht durch die Lappen geht?

Judas: Keine Sorge! Er steht immer zu dem, was er sagt, und läuft nicht davon. Jetzt feiert er gerade das Pessach-Mahl als sein Abschiedsfest. Er geht sehr gefasst dem entgegen, was ihn erwartet.

Pilatus: Wenn er wüsste, was ihm droht ... Warum taucht er nicht einfach ab?

Judas: Seit er vor drei Jahren in den Jordan eingetaucht wurde, hat er keine Angst mehr.

Pilatus: Ich verstehe nicht, was du meinst.

Judas: Na ja, er wurde von Johannes im Jordan getauft. Und er versicherte, dass er danach eine Stimme hörte, die zu ihm sagte: Du bist mein geliebter Sohn. Seiner Überzeugung nach war es die Stimme Gottes.

Pilatus: Meine Frau hört nachts im Traum auch Stimmen. Ich gebe nichts darauf. Das ist mir alles zu nebulös. Mich interessiert nur das Greifbare. Was also weißt du von diesem Mann? Woher stammt er?

Judas: Die meisten nennen ihn Jesus von Nazaret. Das klingt fast wie ein Familienname, bezeichnet aber seine Herkunft. Jesus ist ein Mann ohne besonderen Namen und Titel. Nazaret ist nichts anderes als ein kleines Dorf

in Galiläa. Dort ist Jesus aufgewachsen und hat über viele Jahre ein völlig normales und unauffälliges Leben geführt. Er genoss keine besondere religiöse Ausbildung, sondern pflegte die Frömmigkeit der einfachen Leute. In Galiläa erlebte er die Mühen des Alltags und auch – mit Verlaub gesagt – die Härte der römischen Verwaltung.

Pilatus: Hat er zur Missachtung der römischen Gesetze aufgerufen?

Judas: Nicht dass ich wüsste ... Seine Botschaft geht in eine ganz andere Richtung. Er redet von Gott. Aber während die Hohepriester abgehoben über Opfer und Kult predigen und die Leute abkanzeln, erzählt Jesus in der Sprache der Bauern, Fischer und Marktfrauen von Gott. Er nimmt Alltägliches zu Hilfe, um von der neuen Welt Gottes zu reden: das Samenkorn, das aufgeht und Frucht bringt, während andere Ähren verdorren oder überwuchert werden; das Senfkorn, das so winzig ist und dennoch zu einer beachtlichen Staude heranwächst; das Netz voller Fische, die sortiert werden müssen. Jesus betrachtet die Spatzen oder die Feldblumen und lernt an ihrem Beispiel, wie Gott sich um alles sorgt. Um die Großzügigkeit Gottes zu verdeutlichen, berichtet er von einer Familie in seiner Nachbarschaft, in der ein Sohn sein Vaterhaus verlassen und in der Stadt sein Geld verschleudert hatte. Und der als armes Schwein zu seinem Vater zurückkehrte und von diesem liebevoll wieder in die Arme geschlossen wurde.

Pilatus: Das klingt nicht sehr aufregend und gefährlich. Hat Jesus auch andere Themen?

Judas: In Nazaret hat Jesus auch die Härte des Lebens kennengelernt: die Mühe der Bauern, die säen und wenig ernten. Oder die ohnmächtig zuschauen müssen, wie im Weizenfeld Unkraut wächst. Jesus erlebte Menschen, die etwas versprechen und nicht ausführen; die ihre Talente vergraben; die große Vorratsspeicher bauen und nicht daran denken, dass nicht ein Ochs, sondern der Tod vor dem neuen Scheunentor stehen könnte. Und dann die Frage nach der Gerechtigkeit ...

Pilatus: Jetzt wird's interessant!

Judas: Jesus prangert die Ausbeutung der Kleinen an, er kritisiert die Unterdrückung der Schwachen und Witwen.

Pilatus: Mit welcher Folgerung? Aufruf zur Rebellion? Zum gewaltsamen Widerstand?

Judas: Nein, nein! Jesus setzt seine ganze Hoffnung auf Gott. Er glaubt daran, dass bald schon die neue Welt Gottes beginnt, in der niemand mehr ausgestoßen oder ausgesaugt wird.

Pilatus: Wenn Jesus darauf wartet, dass Gott diese Welt verändern wird, ist er uns nicht gefährlich.

Judas: Ihr habt mich missverstanden: Jesus sieht Gott am Werk, wenn Menschen jetzt schon anders leben. Wenn sie ihren Besitz teilen und die Verarmten an ihren Tisch einladen. Wenn sie ehrlich miteinander umgehen und niemanden mehr betrügen.

Pilatus: (*lacht*) Und wie viele sind so verrückt, dass sie das tun? Solange es Menschen gibt, die für ein paar Geldstücke ihren besten Freund verraten, bleibt die Macht Roms gesichert.

PROTOKOLL II

Anwesend: Pontius Pilatus, römischer Statthalter in Palästina von des Kaisers Gnaden; Kajaphas, Kollaborateur, Hohepriester in Jerusalem von Gottes Gnaden; Tintus Plumarius, Magister Litterae

Pilatus: Kommen wir gleich zur Sache: Ihr habt mich gebeten, Jesus hinrichten zu lassen. Warum steht er Euch im Weg?

Kajaphas: Er steht Rom im Weg.

Pilatus: Bisher ist er uns nicht aufgefallen. Mag sein, er zieht wie ein Landstreicher durch die Gegend und zahlt keine Steuern. Aber meines Wissens hat er noch nie zur Gewalt aufgerufen oder ein Schwert in die Hand genommen.

Kajaphas: Er ist ein Träumer. Und zwar ein gefährlicher. Denn er hält sich für den Messias. Ihr wisst, dass wir Juden einen Befreier erwarten, der Israel wiederherstellen wird. Wenn dieser Jesus sich für den neuen König Israels ausgibt, könnte daraus eine Volksbewegung werden, die Tumult und Chaos hervorruft. Und das würde ja die römische Ordnung gefährden.

Pilatus: Wie gut, dass Euer Volk nichts davon weiß, wie viel Euch an der römischen Herrschaft gelegen ist ... Ich verstehe sehr gut: Ihr profitiert von unserer Zusammenarbeit. Denn die Priester verwalten weiterhin den Tempel mit seinem immensen Geldsegen. Und unsere Soldaten garantieren Euch die religiöse Herrschaft über

das Volk und sogar eine Autonomie im Tempelbezirk. Aber mal ehrlich: Warum ist Euch dieser Schwärmer aus Galiläa ein Dorn im Auge?

Kajaphas: Er redet in einer anstößigen Weise von Gott. Als ob er mit Gott Tür an Tür leben würde. Die Wohnstatt Gottes jedoch verehren wir im Tempel. Wir wagen den Namen Gottes nicht auszusprechen. Und er redet so unbedarft von Gott daher und nennt ihn sogar Abba, Papa. Das ist unerhört! Wenn man vor Gott keine Ehrfurcht mehr hat, dann auch nicht mehr vor uns Priestern – und schließlich vor den staatlichen Behörden. Wenn die Hierarchien nicht mehr geachtet werden, wird unser ganzes System zusammenbrechen. Unruhe und Umsturz werden die Folge sein ...

Pilatus: Wie viele Anhänger hat dieser Jesus?

Kajaphas: Schwer abzuschätzen. Ihr kennt die Wankelmütigkeit der Masse. Seine Verwandtschaft in Nazaret braucht man nicht zu fürchten: Sie haben ihn aus seinem Heimatdorf fortgejagt! Seither treibt er sich mit zwielichtigem Gesindel herum. Er sitzt sogar mit Prostituierten an einem Tisch.

Pilatus: Wir haben seine Kontakte nachverfolgen lassen: Er pflegt auch gute Beziehungen zu den Zolleintreibern, die ja für uns durchaus systemrelevant sind.

Kajaphas: Mag sein ... Aber unsere Gesetze achtet er nicht. Er hält beispielsweise die religiösen Abstandsregeln nicht ein und nähert sich den Aussätzigen. Und überhaupt seine Vorliebe für die Kranken. Die sind doch von Gott gestraft. Wir anständigen Juden halten

uns daher von ihnen fern. Aber genau unter solchen Leuten findet seine Botschaft Anklang. Sie hängen an seinen Lippen, wenn er ihnen darlegt, dass mit ihm die neue Welt Gottes beginnt, in welcher die Ausbeutung und Erniedrigung vieler Menschen endlich überwunden wird. Und besonders gefährlich wird es, wenn er behauptet, dass diese neue Welt schon jetzt anbricht.

Pilatus: Weitere Punkte der Anklage ...

Kajaphas: Er missachtet unsere religiösen Traditionen. Vor ein paar Tagen hat er im Tempel die Tische der Geldwechsler umgeworfen.

Pilatus: Das ist in der Tat für Euren Betrieb ziemlich geschäftsschädigend ...

Kajaphas: Und für Roms Recht und Ordnung bedrohlich! Er nimmt sich zu viel heraus. Er hat nicht einmal eine Ausbildung, um die Heilige Schrift richtig auszulegen. Er stammt aus einem bedeutungslosen Nest und ist Sohn eines Handwerkers. Unmöglich, dass ein solcher Mann im Namen Gottes auftritt! Er lästert Gott. Und darum muss er mit dem Tod bestraft werden!

Pilatus: Um Eure Macht zu erhalten, geht Ihr über Leichen.

Kajaphas: Ich denke, Ihr könnt das nachvollziehen.

Pilatus: Lassen wir es gut sein ... Welchen Schuldspruch könnte ich morgen in der Gerichtsverhandlung fällen?

Kajaphas: Politisch korrekt wäre, zu sagen, dass Jesus behauptet, er sei der Messias, der König der Juden. Dabei ist es so lächerlich: Jesus von Nazaret, ein Mann aus der hintersten Provinz, aus dem letzten Kaff – der will der König der Juden sein! (*lacht laut*)

Pilatus: Gut, das genügt. – Ach, noch eines: Lasst Ihr ihn verhaften. Es sieht für das Volk besser aus, wenn seine Hohepriester und frommen Führer mir Jesus überstellen, als wenn meine verhassten Soldaten ihn aufgreifen. Und was Ihr tun müsst, das tut bald!

Nachdem eine Wache den Hohepriester wieder hinausbegleitet hatte, gab der Statthalter mir als Schreiber folgenden Auftrag:

Bereite ein Pergament vor, auf dem der Schuldspruch auf Hebräisch, Lateinisch und Griechisch geschrieben steht: Jesus von Nazaret, der von sich behauptet hat, er sei der König der Juden. – Ach, das ist viel zu lang! Wir machen kurzen Prozess. Schreib einfach: Jesus von Nazaret, der König der Juden.

3. »DE LA VACA – A LA BOCA!«

Kann man sich etwas Bunteres vorstellen als den Indio-Markt von Cochabamba? Tausende von Kleinverkäufern in Blechbuden oder unter Sonnenschirmen, andere mit Körben oder Schubkarren unterwegs, dazu Zehntausende von Käuferinnen und Käufern – und alle in der traditionellen farbenfrohen Kleidung. Und mitten in diesem Wimmelbild ein Gringo, ein Weißer, mit einem Bauchladen.

Mehrere Jahre habe ich in Bolivien gelebt und auf dem großen Indio-Markt von Cochabamba als Joghurtverkäufer mein Glück versucht. Mit meinem Bauchladen, einer Kühlbox aus Styropor, trug ich meinen selbst fabrizierten Joghurt zu Markte. Ich zog vorbei an Decken, auf denen Bananen und Kartoffeln ausgebreitet lagen, oder an Buden aus Wellblech, in denen alles Mögliche und Unmögliche angeboten wurde. Mein Werbeslogan hatte auf Spanisch einen guten Klang: »De la vaca – a la boca!« (Von der Kuh – in den Mund!). Denn mein Joghurt war ein reines Bioprodukt ohne künstliche Aroma- oder Farbstoffe. Den werbewirksamen Spruch hatte Juan erfunden, ein Spanier. Er gehört gemeinsam mit einem Franzosen, einem Ecuadorianer und mir der Ordensgemeinschaft

der Kleinen Brüder vom Evangelium an. Nachdem ich als vierter Bruder in unserer bolivianischen Niederlassung unweit von Cochabamba angekommen war, musste ich mir einen Job suchen. Den Regeln unseres Ordens gemäß bemühen wir uns, das Leben der einfachen Leute zu teilen und entsprechend unseren Lebensunterhalt zu verdienen. Unsere Nachbarn besaßen jeweils zwei oder drei Kühe. Jeden Morgen kaufte ich bei ihnen Milch, um daraus Joghurt herzustellen, den ich dann in einem öffentlichen Bus zum Indio-Markt von Cochabamba transportierte. Schnell fand ich auch Kontakt zu anderen Bauchladen-Inhabern, kaute mit meinen Kolleginnen und Kollegen Kokablätter und redete übers Wetter und das Geschäft, über Gott und die Welt.

Eines Tages kam mein jüngster Bruder aus Deutschland zu Besuch. Ich wollte ihm auch meinen »Arbeitsplatz« zeigen und so bummelten wir zu zweit durch Cochabamba. Doch es war anders als sonst: Jetzt kamen zerlumpfte Indios auf uns zu, um uns anzubetteln. Straßenkinder umringten uns und wollten Kugelschreiber und Kaugummis verkaufen. Das war mir vorher nie passiert ... Mit einem Schlag wurde mir klar: Zwei Weiße, in ordentlicher Kleidung und mit einer Fototasche ausgerüstet, waren als Touristen erkennbar – und wurden entsprechend behandelt. Vorher war ich immer mit meiner Joghurtbox unterwegs gewesen und somit für die Indios einer von ihnen. Man bettelte mich nicht an, weil ich als Straßenverkäufer auch nicht viel verdiente. Aber jetzt wurden mein Begleiter und ich ganz anders eingeschätzt.

Diese Erfahrung gab mir lange zu denken. Als Christ glaube ich, dass Gott sich in Jesus von Nazaret gezeigt hat: Er ist Mensch geworden, um unser menschliches Leben zu teilen. Er hat uns *besucht*, heißt es im Lukasevangelium (1,78). Aber Gott kam nicht als Tourist, um die Welt zu besichtigen. Touristen schauen sich gewöhnlich ein wenig um – und ziehen dann wieder weiter, zur nächsten Sehenswürdigkeit. Gott dagegen wollte in Jesus von Nazaret mitten in unserer Welt *wohnen*, wollte radikal einer von uns werden. Warum eigentlich?

Wer sich für einen anderen Menschen interessiert, wer ihn wirklich kennenlernen und ihm nahe sein will, der wird ihm nicht nur eine Stippvisite abstatten. Freunde kommen nicht nur zu einem Blitzbesuch. Sie wollen miteinander Zeit verbringen und gemeinsam etwas unternehmen. Die Liebende will ganz beim Geliebten wohnen und dessen Leben und Alltag teilen. Und weil Gott die Freundschaft des Menschen sucht, wird er einer von uns. Denn es ist ja wohl etwas anderes, ob Gott das menschliche Leben nur aus der Ferne kennt – oder ob er unser Schicksal »am eigenen Leib« erlebt. Für uns Menschen macht es auf jeden Fall einen Unterschied: an einen Gott zu glauben, der aus Liebe unser menschliches Geschick teilt und unseren Weg mitgeht, mit allem, was dazugehört – und nicht an einen Gott, der unberührbar über allem thront.

In Jesus von Nazaret teilt Gott die Lebensbedingungen aller Menschen: Geburt und Wachstum, Familie und Beziehungen, Arbeit und Feste, Glück und Misserfolg,

Krankheit und Tod. Der Schöpfer sieht seine Welt nun mit den Augen des Geschöpfes, und das verändert seine Sichtweise: Er kann mit uns leiden und mitfühlen (Brief an die Hebräer 4,15).

Gott wollte als Mensch unter Menschen leben – und zwar ausgerechnet in Nazaret. Hier wird die Vorliebe Gottes für diejenigen sichtbar, die auf der Schattenseite des Lebens hausen müssen. Die von den anderen verachtet oder verlacht werden. Die Pech gehabt oder sich selbst ins Abseits manövriert haben. *Nazaret* steht für die Vergessenen, die Ausgebeuteten, die Benachteiligten. Damit wird zugleich deutlich, dass Gott sich nicht zum Komplizen der Reichen und Mächtigen macht, sondern sich auf die Seite derer schlägt, die keine Lobby haben.

In Jesus hat Gott ein Leben am Rand der Gesellschaft gewählt, um gerade den Menschen nahe zu sein, die nach den üblichen Maßstäben unserer Welt nichts gelten. Jesus wuchs nicht in einem Palast auf, sondern lebte als einfacher Handwerkersohn in einem unscheinbaren Dorf. Für seine Zeitgenossen war er »der Zimmermann« beziehungsweise »der Sohn des Zimmermanns«. Der griechische Begriff »tekton« meint eigentlich den »Bauhandwerker«.

Die Erfahrung aus 30 Jahren Nazaret bildet den Kern der späteren Predigten Jesu und seiner Spiritualität. Jesus stammte aus einfachen Verhältnissen. Vielleicht konnte er deshalb über das Reich Gottes in einer Schlichtheit und Tiefe sprechen, die den Schriftgelehr-

ten abging. Er jubelte geradezu über die Einsicht, dass Gott sich den Klugen und Weisen dieser Welt verbirgt, den Unmündigen und Kleinen aber zeigt (Matthäusevangelium 11,25). Daher kann man sagen: Das Gute kommt aus Nazaret! Denn die kleine Welt dieses Dorfes prägte das Gottesbild, die Lebensweise und die Haltung Jesu, die vor allem eine Parteinahme für die Kleinen und Armen war.

Schließlich hat Jesus am eigenen Leib erfahren, was es heißt, ausgestoßen und abschätzig behandelt zu werden. Von seiner eigenen Familie unverstanden und aus dem Heimatdorf vertrieben, geht er auf Menschen zu, die wegen einer Krankheit, einem anrühigen Beruf oder ihrer sozialen Rolle diskriminiert werden. Ihnen gilt in besonderer Weise die Nachricht von Gottes neuer Welt, in der alle Menschen – von Gott gleichermaßen geliebt – einander Schwestern und Brüder werden. Und diese neue Welt beginnt jetzt: Wenn Menschen nicht mehr an sich selbst festkleben, sondern bereit sind zum uneigennütigen Dienst an den andern, vor allem an den Armen und Entrechteten.

Jesu besondere Zuwendung zu den Verachteten wird ihm von den Schriftgelehrten und Hohepriestern allerdings negativ ausgelegt. Die Konflikte Jesu mit den religiösen und zivilen Autoritäten seiner Zeit entzündeten sich an seiner nazarenischen Spiritualität: Denn er beansprucht für sich, einen armen Galiläer, der keine theologische Bildung besitzt und nicht der Priesterklasse zugehört, eine besondere Nähe zu Gott. Und genau

das wird ihm zum Verhängnis. Er wird hingerichtet wie ein Sklave, er stirbt wie ein Verbrecher.

Nach der Auferstehung Jesu werden seine Jüngerinnen und Jünger aufgefordert, ausgerechnet nach Galiläa zurückzukehren. Der Auferstandene erscheint nicht auf der Zinne des Tempels in Jerusalem, sondern in der tiefsten Provinz – in Galiläa. Der Messias, der Christus Gottes, zeigt sich dort, wo man ihn nie suchen würde: im verspotteten Nazaret, am Ort des Gewöhnlichen, in der Tretmühle der Arbeit, bei den *outcasts* und *underdogs*, den Ungebildeten, bei den religiös nicht Koscheren, im Galiläa der Heiden: »Dort werdet ihr ihn sehen!« (Markusevangelium 16,7)

Als das Markusevangelium geschrieben wurde, tobte eine landesweite römische Strafaktion gegen Aufständische, der sogenannte Jüdische Krieg, mit entsetzlicher Grausamkeit. Auch im seit jeher unruhigen Galiläa kam es zu blutigen Massakern. Die Aufforderung an die Jüngerinnen und Jünger, nach Galiläa zu gehen, meint daher nicht die Rückkehr in die liebliche Landschaft und Idylle am See Genesareth. Der Finger zeigt Richtung Nazaret zielt vielmehr auf ein todernstes Programm: Geht in die Provinz zu denen, auf die man verächtlich herabschaut! Geht sogar an den Ort der Zerstörung und Katastrophe, des Scheiterns und Sterbens! Geht dorthin, wo euch die Not erwartet und Menschen vor Hunger umkommen! Selbst wenn in dieser Gegend Krieg und Gefahr drohen, könnt ihr mutig und voller

Hoffnung dorthin aufbrechen: Denn dort werdet ihr dem auferstandenen Christus begegnen!

Nazaret steht also nicht nur für einen geografischen Ort, sondern für eine Option. Für eine Lebensweise, einen spirituellen Stil. Jesu Herkunft aus Nazaret hatte sein konkretes Leben und seine Botschaft geprägt. Dies sollte auch auf seine Anhänger abfärben. Ganz auf dieser Linie wollen sich die Kleinen Brüder auf dem Markt von Cochabamba und sonst wo auf der Welt an der Lebensform von *Nazaret* orientieren.

nazaret

im graubunten
galiläer allerlei
monotones hinundher
treppauftreppab
jahrausjahrein

das leben pulsiert im rhythmus
von hammer und säge
die hobelspäne der zeit
fallen auf den boden
der normalität

inmitten dieser symphonie
aus eintönigkeiten
völlig unspektakulär
das göttliche
präsent